

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 12

Artikel: Lebendiges Schweizertum
Autor: Waser, Maria
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lebendiges Schweizertum

Aus einem Vortrag

von Maria Waser

Wir freuen uns, unseren Lesern einige besonders einprägsame Bruchstücke aus dem Vortrag bekannt zu geben, den die geschätzte Verfasserin jüngst in verschiedenen Schweizerstädten mit so großem Erfolge gehalten hat. Der ungetkürzte Vortrag wird in nächster Zeit als Buch im Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich, erscheinen.

Eine Befreiungstat und ein Bündnis stehen am Anfang unserer Schweizergeschichte: Ermordung der Tyrannen, gewaltsames Sichaufbüumen und blutiges Niederringen jener Macht, die freie Menschen zu Sklaven machen will, Vereinigung der drei Länder als Genossen eines heiligen Eides zu gegenseitigem Schutz und zur Wahlung der Unabhängigkeit.

Geschichtlich ist der Bund der Waldstätte nichts Einzigartiges. Viele solche Bündnisse entstanden in der damaligen Zeit der feudalkommunalen Kleinstaaterei, und jener erste Satz unserer Bundesurkunde, den wir nicht ohne innere Bewegung lesen können, weil er in seiner altertümlichen Herzhaftigkeit uns als etwas Ehrwürdiges und Einmaliges anröhrt, ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine damals übliche Formel, die wir auch in anderen ähnlichen Dokumenten wiederfinden. Einzigartig wurde dieser Bund dadurch, daß er sich in der Folge als stark genug erzeigt, um Jahrhunderte und deren unendliche Wandlungen zu überdauern, stark genug, um sich selber durch alle eigene Wandlung und alles Wachstum hindurch in seinem Grundwesen treu zu bleiben.

Wie aber ließe sich diese innere Kraft zur Dauer und Entwicklung anders erklären als dadurch, daß dem Bunde unserer Väter eine tiefere Notwendigkeit zugrunde lag als jenen anderen, der Zeit entsprungenen und mit der Zeit vergehenden Bündnissen?

Diese innere Notwendigkeit hat ihren Ausdruck gefunden in unserer Sage. Sage ist ja Geschichte in einem höheren, wahreren

Sinne; denn sie begnügt sich nicht damit, die von so viel Zufall abhängigen äußeren Ereignisse aufzuzeichnen, sondern sie gibt jenen Kräften Ausdruck, die hinter den Ereignissen stehen, als deren tiefgeheime Ursache, als deren ungewußtes Ziel. Die Sage redet nicht mit Worten und Daten, sie spricht durch die Gestalt, die Gebärde, die Tat; sie erklärt nicht, sie stellt dar. Ihre Begründung fällt zusammen mit der Ursache. Sie ist Sinnbild, das heißt Sichtbarmachung des eigentlichen Sinnes, und deshalb ist sie in einem höhern Begriffe wahr als die Geschichte, und wer dieses Sinnbild, wer die Zeichensprache der Sage versteht, der vernimmt mehr als Tatsachen, er vernimmt Schicksal, Bestimmung, vernimmt die heimliche Meinung des wirklichen Geschehens. Nur wer die Zeichensprache der Gründungssage unserer Eidgenossenschaft versteht, weiß um deren wirkliche Bedeutung.

Sehen Sie sie vor sich, diese Gestalten und Sinnbilder? Da sind die drei Vögte. Die Sage zeigt sie als Tyrannen und Mörder der Freiheit, als Zerstörer der eingeborenen Rechte. Das Recht zur freien Bestellung der angestammten Scholle, das Recht, ein festes Haus nach eigenem Maß zu bauen, wollen sie dem freien Manne rauben, seinen heiligen Hausfrieden stören, das freie Wort soll ihm entrissen werden — da erhebt sich Zwinguri, dem Unbotmäßigen zum lebendigen Grab — die Freiheit der Gesinnung wird gemordet — da steht die Stange mit dem Geßlerhut, vor dem der freie Nacken sich beugen, im erzwungenen Gruße Ehrfurcht heucheln soll.

Und dann den drei Vögten gegenüber die drei Eidgenossen: Jüngling, Mann, Greis, Symbol eines ganzen Volkes, ungleich an Alter und Wesen und doch gleichberechtigt, jeder ein Einzelner, alle drei eng verbunden durch das Gelübde, das dem Ganzen gilt.

Diese drei Männer auf der nächtlichen Waldwiese, mitten in der gewaltigen Natur, von ihr aufgenommen und beschützt, wie sie da stehen mit verschlungenen Händen, aufrecht, die Schwurfinger zum Sternenhimmel zu Gott erhoben: das ist das schlachtgewaltige Sinnbild unseres Bundes. Ich glaube, kein Volk der Erde hat eines, das es überträfe an Schlichtheit, Aufrichtigkeit und Erhabenheit.

Allein, neben, hinter diese drei Männer stellt die Sage noch zwei Einzelgestalten, eine männliche und eine weibliche Gestalt. Das ist von tief gleichnishafter Bedeutung; denn dieser Tell, diese Stauffacherin meinen in der Sprache der Sage weit mehr als bloß den sicher treffenden Überwinder Geßlers, die klug ratende

Frau Stauffachers, mehr auch als die Ur- und Vorbilder des unbekämpfbar freiheitsdurstigen Schweizerhelden und der freiheitsstolzen, dem Hausvater ebenbürtigen Schweizerfrau. In diesen Gestalten verkörpern sich Dinge, die weit zurückweisen hinter unsere, hinter alle aufgezeichnete Geschichte und die den Mythos von der Befreiung und Einigung unseres Volkes in die großen überzeitlichen Zusammenhänge des Allnatürlichen hineinfügen.

Der Tell: Verdrängen Sie einen Augenblick die Vorstellung jenes blondbärtigen Edel- oder Biedermannes der Bühne und des Films und ja, auch den Kißlingschen Tell. Stellen Sie sich das Tellenbild jenes Meisters vor Augen, der wie kein anderer aus der Wurzelverbundenheit mit unserer Erde und aus der Schauungskraft des genialen Künstlers heraus das eigentlichste Wesen unserer Heimat zu durchdringen und bildhaft zu machen wußte — stellen Sie sich Hodlers Tell vor, wie er, ein wilder, stämmiger Bergmensch, aufbrüllend vor Zorn und Freiheitswut aus Wolkengründen tritt, unerwartet und überwältigend wie eine übermenschliche Erscheinung und zugleich ungestüm und gewaltsam wie ein Naturereignis. Dieser Tell ist mehr als der Mörder Geßlers (Tyranneumörder war auch jener, der den Wolfenschießen erschlug, den die Sage nicht zum Helden erhob): stolz, unbeugsam, unüberlegt («wär ich besonnen, hieß ich nicht der Tell», heißt es bei Schiller mit Hinweis auf die Bedeutung des Namens), triebhaft, aus der Eingebung des Augenblickes handelnd, unbeirrbar sicher treffend und das Richtige treffend wird er zum Freiheitshelden schlichthin. Er ist der Einzelne, dem Bündnis bleibt er fern. Aus sich und für sich muß er handeln, gemäß dem inneren Gebot. Schicksalhaft und weniger aus klarem Wollen als aus dunklem Müssten wird er zum Befreier seines Volkes.

Und nun ihm gegenüber die Stauffacherin: stolz, unbeugsam und von Freiheitsliebe erfüllt auch sie. Auch sie eine Einzelne, unabhängig und in sich beruhend, auch sie aus innerem Drange handelnd, nach Maßgabe des eigenen Gesetzes; aber sie ist Frau und deshalb äußert sich ihr Freiheitswille nicht in der raschen, aus dem Augenblick geborenen, dem Augenblicke dienenden Tat, sondern im weissen, von geheimen Glaubensmächten eingegebenen, Zukunft und Allgemeinheit erfassenden Rate. Solchermaßen wird sie, beratend und weissagend wie jene Seherinnen der germanischen Mythen, wie die Sibyllen der alten Welt, zur geistigen Urheberin des Bundes. Es ist bezeichnend, daß Schiller, der seltsam Seherische, die «treue,

weise Margareta» der Chronik in seiner Gertrud ins schier walkürenhaft Heroische steigerte.

Im Tell, in der Stauffacherin, wenn sie auch der schweizerischen Atmosphäre gemäß im Hirtenhemd und im Gewand der bäuerlichen Hausfrau schlcht und werktäglich erscheinen, in ihnen erstehen uralte Symbole: das männliche und das weibliche Prinzip, reinigende Naturgewalt und bauendes Naturgesetz, die elementaren zerstörenden und befruchtenden Kräfte aus Wolke und Gestirn und die unendlich fruchtbaren, Leben bewahrenden, Leben erneuernden Kräfte der großen Mutter.

Daß die Sage die schlichte Geschichte vom Zusammenschluß dreier Bauerngemeinen so großartig ausstattete und die drei Männer zwischen diese bedeutsamen Natursymbole stellte, beweist, daß es sich hier nicht bloß um ein Naturnotwendiges handelt, sondern auch um ein tief Natürliches. Auf natürliche organische Weise hat sich denn auch diese Eidgenossenschaft entwickelt. Nicht gewaltsam oder zufällig, sondern freiwillig und schicksalhaft ist Ort um Ort ihr zugewachsen. Und wie bald aus den Eidgenossen Eidesbrüder geworden sind, das zeigt die nächste sagenhafte Heldengestalt. Wenn der Tell noch allgemeiner Natur, ein Typus ist (wenn auch mit schweizerischen Eigenschaften ausgestattet) — denn auch andere Völker haben ihren Tyrannenmörder, ihren Tell, sogar der Name kehrt wieder — den Winkelried haben nur wir. Dieser Held, der sich die feindlichen Speere in die Brust drückt, um den Brüdern eine Gasse zu bauen, das ist nun schon das Sinnbild der Brudertreue bis in den Tod, des unverbrüchlichen Gemeinschaftssinnes: der Einzelne opfert sich dem Ganzen, der Gegenwärtige opfert sich der Zukunft. Aus Tellengeist und Stauffacherinnengeist ist dieser Winkelried hervorgegangen, das hebre Sinnbild des neuen, im Geiste der Zusammengehörigkeit erstarkenden Volkes.

Sempach ist der Sieg über das, was diese Einheit von außen bedroht. Aus kriegstüchtigen Bauern werden Meister des Kriegshandwerkes, werden Sieger, werden Unbesiegbare. Es kommt die glorreiche Zeit der rasch anwachsenden, mächtig werdenden Eidgenossenschaft. Aber wichtiger als Sieg und Glück wurde für das innere Zusammenwachsen unseres Staates Niederlage und Not; denn diese sind ja im Zusammenleben eines Volkes wie im Zusammenleben Einzelner, wie in der Ehe, der Prüfstein für die innere Zusammengehörigkeit. Die Eidgenossenschaft hat diese Prüfung bestanden

und dadurch ihre Gemeinschaft als eine Schicksalsgemeinschaft bewiesen: Marignano, der Übergang, die Grenzbesetzung im Weltkrieg, diese Notzeiten wurden zu Stufen auf dem Wege zur innern Einigung.

Mit Marignano, der ersten Niederlage der Eidgenossen, beginnt eine neue, fruchtbare Zeit. Die Frage der Eroberung und Gebietsweiterung fällt von da an dahin und damit jeder Kriegswille. Die meisterhaft geführte Kriegswaffe wird zur Verteidigungswaffe, zur Beschützerin der Kraft und Freiheit im Innern. Die Zeit des innern Ausbaus beginnt (Ausbau der einzelnen Orte zunächst, der das Zusammenwachsen und Festwerden der Schweiz als Ganzes vorbereitet), es beginnt die Heimkehr des Schweizervolkes zu sich selbst. Der Dreißigjährige Krieg, der Deutschland verwüstet, findet bei uns keinen Eingang. Zwar haben auch wir unsere Glaubenskämpfe; allein, weder Kappel noch Villmergen noch der späte Sonderbündsfeldzug vermochten uns auseinanderzubringen. In den Augenblicken der höchsten Gefahr aber, der schicksalhaften Entscheidung, geschah auch wohl ein Wunder — und war nichts anderes als Rat und Tat eines gottbegnadeten, eines vom Urgeist der Heimat ganz und gar durchdrungenen Mannes, hieß er nun Bruder Klaus oder Schultheiß Wengi.

Aber nicht allein Marignano, auch die andere schlimme Niederlage und tiefe Not hat unsere damals schwer bedrohte Einheit neu gefestigt. Die Franzosenzeit hat uns von den Schlacken unbrüderlicher Verhältnisse gereinigt, indem sie die Untertanenländer und Gemeinen Herrschaften zu gleichberechtigten Ständen erhob. Jetzt zum erstenmal wurde ein einheitlicher Bundesvertrag geschlossen, und da die neuen Ideen der Freiheit, der Menschenrechte, die die Französische Revolution brachte, dem ursprünglichen Freiheitsgedanken der alten Eidgenossen die Hand reichten, konnte sich die Entwicklung zu jener Staatsform vollziehen, in der das alte föderalistische Prinzip der Selbstbestimmung der einzelnen Bundesglieder und der Begriff der persönlichen Freiheit, der Selbstbestimmung des Einzelmenschen, sich mit dem Begriff der Volksherrschaft verbinden.

Dieses hohe Ideal — es ist das hebre Ziel jeder auf Emporentwicklung der Menschheit gerichteten Bewegung, ob im Sinne der Antike, des Christentums, des Humanismus oder der Aufklärung — Verbindung der höchstmöglichen Freiheit des Einzelnen mit der Wohlfahrt

der Gesamtheit, steht über der Bundesverfassung von 1848, der Wille, die Befugnisse des Einzelnen und des Staates so aufeinander einzustellen, daß der Einzelne sein eigenes Gesetz in einer Weise zu erfüllen vermag, die dem Ganzen nützt. Die Revision des Bundesvertrages von 1874 brachte eine Erweiterung der Volksrechte und suchte dem Zusammenhang im Innern größere Festigung zu geben. Festigend, zusammenbindend in einem andern Sinn jedoch wirkte wiederum eine Zeit der Not.

Der Weltkrieg: Erinnern Sie sich, in welcher Gefahr wir damals standen? Wie die Leidenschaften von hüben und drüben zu uns, in diese umtobte Friedensinsel, hereinschlügen, daß man einen Augenblick fürchtete, der Graben, der zwischen Welsch und Deutsch zu klaffen begann, könnte sich zum Abgrund vertiefen. Allein, die Gefahr ging vorüber. Der Bruch kam nicht zustande, das Gegenteil geschah. Die schwere Zeit hatte eine neue Festigung im Innern zur Folge und noch ein anderes: ein neues, stärkeres, bewußteres, stolzeres Vaterlandsgefühl. Da war der gemeinsame Grenzdienst, der unsere Söhne aus allen Teilen des Landes zusammenbrachte und in einem neuen Geiste verband und der sie anderseits mit allen Winkeln der Heimat vertraut machte. So kamen Berg und Tal, Stadt und Bauernland, Welsch und Deutsch zusammen, und diese Begegnungen und Entdeckungen gaben der Heimatliebe neue Nahrung und neue mächtige Impulse. Drinnen im Lande aber war es der gemeinsame Dienst im Zeichen des roten Kreuzes, der uns zusammenführte. Unendlicher Jammer wurde zu uns hereingespült, weckte alle unsere Hilfskräfte, zeugte von dem Grauenvollen, das draußen geschah, machte uns die Gnade offenbar, in der wir standen, dank dem klaren, gesunden, bundeskärfigen Geiste unserer Heimat, diesem Friedensgeiste, der das Heil nicht von außen, nicht von Gewalt und Eroberung erwartet, sondern vom Ausbau und von der Einigung im Innern.

Aber noch eine andere Erkenntnis zeitigten jene Kriegsjahre: nicht allein das Gemeinsame, Besondere der Schweizerart, was uns über die Grenzen der Sprachen, Rassen und Konfessionen hinweg vereinigt hat, wurde uns in dieser Zeit, wo gemeinsamer Diensteifer und auch die geschlossenen Grenzen uns zusammendrängten, bewußt; jetzt gingen uns endlich die Augen auf dafür, daß dieser Geist auch eine eigene Kultur hervorzubringen vermocht hatte, die wiederum im Werke großer Künstler Gestalt gewonnen hat: durch vertiefte Beschäftigung mit Gotthelf und Keller wurde das urtüm-

lich Schweizerische ihres Dichterwerkes ins Licht gestellt, Pestalozzi suchte man jetzt als den genialen Erneuerer der schweizerischen Staatsidee zu erfassen; aber auch die schöpferischen Kräfte der Gegenwart lernte man nun in ihrer heimatlichen Sonderart begreifen. Jene berühmte Rede Carl Spittelers, darin er seinen Schweizerstandpunkt klarlegte und die den ersten Anstoß zur Überbrückung des gefährlichen Grabens zwischen Welsch und Deutsch gab, hatte weite Kreise auf den lange verkannten Dichter aufmerksam gemacht, so daß auf einmal sein Werk lebendig wurde und man es in der Heimlichkeit seiner Sprache, seiner Weise, seiner Bilder und seines Geistes zu erkennen begann. Und als im Jahre 1917 das Zürcher Kunsthauß die große Hodlerausstellung veranstaltete, ging es auch den Fernerstehenden auf, was für ein gewaltiger Meister da aus unserem Lande herausgewachsen war und wie das unverwechselbar Schweizerische seiner Kunst sich nicht allein in Landschaft und Gestalt ausdrückte, wie es auch den seltsamen, welschen und deutsche Elemente zu einem neuen bindenden Stil prägte und vor allem, daß jene Weissagungen von der Brüderlichkeit, der Gemeinschaft, der Allverbundenheit der freien Kreatur, die Hodler in die grauenvoll zerrissene Welt hinein verkündete, aus echtem, altem Schweizer-Brüdergeist herstammte.

*

Die Idee der Unabhängigkeit, der Freiheit gehört zum Wesen der schweizerischen Demokratie von Anfang an. Sie ist es, was den unsrern von den meisten andern Volksstaaten der Vergangenheit und Gegenwart unterscheidet. Freiheit nicht als Ungebundenheit — denn ein Bündnis, ein Bindendes liegt dem Ganzen zugrunde — nicht als Schrankenlosigkeit — denn sichere Schranken schützen ja das Volk vor der Willkür und der Machtgier des Einzelnen — Freiheit als das Recht des Menschen, sich unverzängt, gemäß seiner eigenen Art, im Einverständnis mit seinem Gewissen im Staate verwirklichen zu können. Ein Volk, das sich selbst regiert, der Einzelne Träger, nicht Sklave des Staates, Verantwortung tragend für sich und die Allgemeinheit, freiwillig der großen Sache dienend, die die gemeinsame Sache aller ist: das ist es, was unsere schweizerische Demokratie erstrebt.

Diesem hohen Ziel, das sich zu Beginn unserer Geschichte schon andeutet, dem wir uns auf dem Weg durch die Jahrhunderte Stufe

um Stufe näherten, das uns, wenn auch noch lange nicht erreicht, doch klar vor Augen steht, diesem dem Schweizer eingeborenen Ziel ist das Parteiwesen in den Formen, die es nun auch bei uns angenommen hat, feind. Zwar Parteien wird es immer geben, wo Meinungen, wo wirtschaftliche Interessen sich scheiden, wo lebendiges Leben pulst, und gewiß haben die Parteien auch ihre Mission als belebendes, steigerndes Element im Kräftetausch eines Volkes, und sie brauchen auch nicht bloß trennend zu wirken: durch ihre Bindungen wird auch vielfach Geschiedenes überbrückt. Allein, sobald die Partei Selbstzweck wird, nicht mehr ergänzendes Glied im Ganzen und diesem Ganzen unterstellt, sobald sie herrschen will, wirkt sie unmittelbar antidemokatisch, freiheitsfeindlich. Indem sie sich vor der Ganzheit abschnürt und ihre eigenen Interessen denjenigen des Staates überordnet, wird sie zur Zerstörerin der Gemeinschaft, und indem sie die ihr Zugehörigen zu Sklaven ihres Programmes macht und so Menschen zu Parteiwesen verengt, wird sie zur Unterdrückerin der Persönlichkeit. Welch beschämende, unser Schweizerum entehrende Vorgänge, wenn die Parteien sich und ihre Führer gegenseitig öffentlich beschimpfen und besudeln, welch klägliches Schauspiel, wenn Parteihaß in Schlägerei, welch Furchtbare, wenn er in Bruderkrieg ausartet! Und wie kann ein Volk weise und weitblickend regiert werden, wenn es bei der Wahl seiner Vertreter nicht menschlichen Wert und staatsmännische Einsicht und Tüchtigkeit zum Maßstab nimmt, sondern Parteigesinnung? Und wenn nun die solchermaßen Gewählten weniger im Sinne und zum Nutzen des Volksganzen als im Sinne und zum Nutzen der Partei ihre verantwortungsvolle Stellung gebrauchen? Kann man noch von Demokratie reden, wo der Ratsaal zum Kampfplatz der Parteien geworden ist? Dieser Schaden aber wird nicht dadurch gutgemacht, daß man durch Gewalt und Unterdrückung die eine oder eine neue Partie zur herrschenden macht; denn dies ist der Weg zur Diktatur.

*

Der Schweizer hat seinen eigenen Kopf, schwer zu überzeugen, eigenwillig und eigensinnig, und von jeher waren wir besser eingerichtet zum Zwängen als zum uns Zwingenlassen. Als Bauer leben wir gern auf Einzelhöfen, jeder für sich, umgeben von seiner Erde; als Bürger bauen wir unser Haus gern nach eigener Meinung (daher die dem Auge nicht immer angenehme Buntheit unserer Ortschaften);

als Künstler und Denker gehen wir gern abseitige Wege (daher Entsetzen, Staunen und Freude über unsere Großen im Ausland). Wenn wir uns eine Meinung gemacht haben, hält es schwer, sie uns abzuringen, und das Wort lassen wir uns nicht im Munde verdrehn. Und wenn nun auch Not und Verwirrung der Zeit uns, besonders die Jugend unserer großen Städte, erschüttern und fremden Einflüssen zugänglich machen, es ist doch anzunehmen, daß unsere vielgerügte Nüchternheit uns vor dem Begeisterungstaumel bewahren wird, der das Treibende jeder Massenbewegung ist, und daß unser vielgelobter Wirklichkeitssinn der Fatamorgana großer Worte und lockender Versprechungen widersteht. Ich glaube, bevormundet und geführt werden ist im Grunde dem heutigen Schweizer nicht weniger wider die Natur als einst den alten Eidgenossen. Und wenn wir unsere Dichter fragen — die großen Dichter und Bildner sind ja die vom Schicksal bestimmten Kinder der Seele ihres Volkes — paßt nicht auf sie alle, von Niklaus Manuel bis Spitteler und Lienert (ganz zu schweigen von Hodler, dem «Trutzpropheten»), jenes Spittelersche Trotzbekenntnis und jene Wegbeschreibung:

«Mein Herz heißt Dennoch . . .
Er rief's, warf seinen Trotz voran die Erdenstraße
Und folgte festen Trittes nach mit Ruh und Maße.»

Immer war da etwas, das uns in den Zeiten der Erniedrigung irgendwie mit Stolz und Trotz stärkte, uns aus der Umklammerung des Fremden herausriß und auf uns selber wies. Vielleicht ist es der Anblick unserer Berge: So gewaltig stehen sie da, diese Trutzgestalten, unausweichlich, ewig dieselben, ungeheure Beispiele der Dauer, des Gesetzes, der Selbsttreue, jeder ein Einzelner, alle verbunden. Und da ist kein Winkelchen unseres Landes, in das sie nicht von irgendwo hereinblickten mit diesem unentrinnbaren Wächterblick und mit der immer gleichen Mahnung: Ihr gehört zu uns. Gehört zusammen. Jeder ein Einzelner, alle verbunden.

Auch jetzt reden sie und wollen uns auf jenen Weg hinweisen, der allein das Geschöpf zu retten vermag aus Verwirrung und Ratlosigkeit, den Weg der Selbsttreue, der Selbstbesinnung, und das heißt für uns: Besinnung auf unser Schweizertum, auf die Bedeutung des Einzelnen in der Gesamtheit, auf dessen Verantwortung für diese Gesamtheit.

*

Wenn wir in der Natur das Analogon zum Kunstgebilde des Staates suchen wollen, dann müssen wir uns unter den geselligen Ordnungen freilebender Individuen umsehen, und da zeigt es sich denn, daß die Demokratie ihre entsprechende Form weder in der vom Leittier geführten Herde noch im Kollektiv des Ameisen- und Bienenstaates, sondern in der Urform menschlichen Zusammenlebens, in der Familie hat, die ja wie der freie Volksstaat auf freiwilligem Bündnis beruht, auf gegenseitigem Wohlwollen, und wo jedes einzelne Glied Träger des Ganzen ist. Und zwar geht, wie wir heute wissen, die Familie in ihrer ursprünglichen Form auf die Einehe zurück. Vielweiberei und Vielmännerei sind erst spätere, unter gewissen äußeren Einflüssen entstandene Formen. Auch hier gibt, wie in so vielen anderen Fällen, die fortschreitende Wissenschaft der biblischen Überlieferung recht, das heißt der Schauung göttlich geführter Menschen.

Deshalb aber, weil der Volksstaat auf ein Urnatürliches, tief Menschliches, auf das Leben selbst zurückgeht, deshalb hat die Sage neben die drei Männer die Gestalt der Frau hingepflanzt, sie, die aus den Urstimmen des Lebendigen Weisung empfing. Deshalb auch hat jener Große, der tiefer als irgendwer das Wesen der wahren Demokratie erfaßte, weil er sie aus der Genialität eines großen Herzens, mit seherischem Geiste und als Schweizer begriff, deshalb hat Pestalozzi als Grundlage des lebendigen Volksstaates das Wirken der Mutter hingestellt, der natürlichen Bildnerin des jungen Lebens, die er in einer andern Frau Gertrud rein und überzeugend gestaltete. Denn wo es um das Leben, um die natürlichen, die menschlichen Dinge, wo es um Menschenwürde, Menschenfreiheit und Menschenliebe geht, dahin gehört die Frau. Sie, die das göttliche Leben in sich trug, es unter tausend Qualen aus sich heraus- und unter tausend Wonnen in die Sonne des Daseins stellte, sie, die weiß, wie es ist, wenn Leben entsteht, wächst, sich befreit, wie es ist, wenn das zarte Menschenknöslein sich auftut, allseitig Licht erspähend, wie, wenn der ungestüme Lebensdrang den jungen Menschen in alle Weiten treibt, daß er sich ausbreiten will, rundum wie ein Baum auf Freiland, und die es dann schmerzvoll mitansehen muß, wie dieses herrliche, der Ganzheit zustrebende Menschengebilde draußen in den Maschinen der Gesellschaft — Beruf, Geschäft, Partei — einseitig wird, mehr und mehr vom Ganzmenschen zum Halbmenschen, zum Teilmenschen verkümmert — sie, die ihre

heilige Aufgabe darin sieht, im Hause eine solche Atmosphäre zu schaffen, daß der draußen der Einseitigkeit verfallende Mann daheim immer wieder ein wenig aufblühen und sich zur natürlichen Ganzheit zurückfinden kann: sie muß sich naturgemäß für jene Staatsform einsetzen, deren höchstes Ziel es ist, die möglichst große Freiheit des Einzelmenschen mit dem Wohl der Gesamtheit in Einklang zu bringen. Und sie, der es am Herzen liegt, alle ihre Kinder, wie verschieden sie auch untereinander sein mögen, mit gleicher Liebe zu lieben und, unter Berücksichtigung der Eigenart eines jeden, jedem gerecht zu werden, sie muß für jene Staatsform sein, die Gleichberechtigung aller zum Prinzip erhebt; denn die Mutter weiß es ja, weil sie es im eigenen Blute erfuhr: sie sind alle gleichermaßen Gotteskinder. Vor allem aber muß sie als die vom Schicksal bestellte Trägerin, Bewahrerin und Hüterin des Lebens gegen jeden Staat sein, der den Krieg nicht bloß als Verteidigungsmittel ansieht, sondern ihn als das erlaubte und notwendige Instrument des Staatswillens in den Mittelpunkt stellt.

*

Lassen Sie mich aber zum Schluß Ihnen noch einen Spruch zum Angebinde geben: als zehnjähriges Mädchen las ich ihn auf der kleinen Erinnerungskapelle, die den Ort bezeichnet, wo Stauffachers Haus gestanden haben soll. Ich habe ihn seither nie mehr vernommen; aber sehr tief haben sich jene ehrwürdigen Worte dem ehrfürchtigen Kindergemüt damals eingeprägt:

Hier ist zu seh'n, wo Stauffacher gebaut sein Haus.
Dreizehnundacht ist es gewesen, da Gessler sein Rach geübet aus.
Margaritha, die Getrüwe, hat diese Ahndung geschmerzet sehr,
Wollt sich mit Fürst und Arnold beraten und andern Fründen mehr.
Von da fängt an die Freiheit z'leben,
Die unsere Väter gebracht zuwegen,
Und wir geniessen dieselbe in Fried und Ruoh:
Söhne seind dankbar und schaut wohl darzue.

Zwei der Verse möchte ich Ihnen ans Herz legen. Zuerst diesen, er gilt uns Frauen:

«Margaritha, die Getrüwe, hat diese Ahndung geschmerzet sehr.»

Merken wir uns, es heißt: die Geträwe, nicht die Vorsichtige oder Kluge oder Tapfere, einfach die Getreue, die ihrem Wesen treu ist

und die es deshalb so sehr schmerzt, daß sie die Freiheit und Menschenwürde ihrer Volksgenossen durch den Tyrannen gefährdet sieht. Uns selber, unserm echten Frauenthum, dem heiligen Gebot des Lebens in uns treu sein und daran glauben — mehr braucht es nicht; denn wir haben ja die Gnade, daß bei uns die Treue gegen uns selber nicht in Widerstreit gerät zur Treue gegen das Vaterland, daß wir im besten Sinn Frau sein können, wenn wir im wahren Sinne Demokratin, Schweizerin im Geiste jener Getrüwen sind.

Sich selber treu sein und glauben, das ist unsere Aufgabe und unsere Macht. Unterschätzen wir sie nicht, diese Aufgabe und diese Macht: Sich treu sein ist kein Leichtes, ist vielleicht das Allerschwerste in dieser Zeit, wo die Masseninstinkte allenthalben das persönliche Gewissen verschlingen und die Gleichmachmaschine ihre eisernen Fänge immer drohender nach uns ausstreckt. Aber Glaube ist eine gewaltige Waffe, mächtiger als Kanonen und Maschinen; denn der glaubende Mensch schickt Kräfte aus, die wie jene geheimnisvollen natürlichen Strahlen und Wellen alles durchdringen, und kein Panzer und keine Mauer widersteht den wunderbar Verwandelnden. Und diese Selbstdtreue und dieser Glaube an die göttliche Bestimmung des Menschen, sie sind nicht bloß ein passives Verhalten, sie werden zur wirkenden Tat dort, wo die Mutter ihrer eigentlichsten Pflicht nachlebt, in der Erziehung der Kinder. Auf die Pflege und Erziehung unserer Kinder dürfen wir nicht verzichten, sonst verzichten wir auf unsere natürliche Sendung. Manches wäre anders in dieser Welt, wenn die Mütter ihre höchste Aufgabe nicht so sträflich vernachlässigt, so leichtfertig aus der Hand gegeben hätten, manches auch anders und besser, wenn sie ihr Erziehungs werk weniger nach Buch und Theorie und gemäß den in Kursen errafften Kenntnissen geübt hätten als nach Maßgabe des natürlichen Gewissens, der innern Stimme.

Diese innere Stimme müssen wir stark werden lassen in uns, daß sie die im Kinde schlummernde göttliche Stimme zu wecken und vernehmlich zu machen vermag, daß wir fähig werden, die Selbstkraft im Kinde zu stärken, aus der die Persönlichkeit erwächst. Menschen müßten wir bilden, nicht Müdlinge, die nach Domestikation und Fürsorge verlangen, nicht meinungslose Mietlinge, nicht Massengeschöpfe, die der Verstaatlichung bedürfen; aber auch nicht Selbstlinge, die zu Schädlingen der Gemeinschaft, nicht Machtgierige, die zu ihren Feinden werden. Menschen, in denen die göttliche Kraft

sich auswirken kann, die das Geschöpf zu sich selber führt und über sich hinaus ins Ganze. Menschen, in denen jene höhere Menschlichkeit sich verwirklichen kann, die einen befähigt, das selbständige Gewissen gegen die Massentriebe zu setzen, sich frei zu halten in der Masse und frei für die Gemeinschaft. Unsere Kinder sollten wir so erziehen können, daß sie sich dem Leben zu stellen, dem Schicksal zu fügen vermögen; daß sie den Kampf nicht fliehn, dem Schmerz nicht davonlaufen und allezeit offen sind der Freude; daß sie früh das Glück der Selbstbezeugung kennenlernen und die Segenswirkung des freiwilligen Opfers; daß sie verzichten können und anspruchsvoll sein am rechten Ort.

Jenes Pestalozziwort, das unsere Tage wieder lebendig machen, müssen wir Mütter uns vor Augen halten: «Es ist für den sittlich, geistig und bürgerlich gesunkenen Weltteil keine Rettung möglich als durch die Erziehung, als durch die Bildung zur Menschlichkeit, als durch die Menschenbildung.»

Aber nie vergessen: Vorbedingung aller fruchtbaren Erziehung ist Selbsterziehung!

Und nun der andere Vers jenes alten Spruches an der Stauffacherkapelle. Er wendet sich an die Männer:

«Söhne seind dankbar und schaut wohl darzue!»

Diese Mahnung, das von den Vätern empfangene, schwer erkämpfte Gut nicht zu vertun, sondern weiterzugeben an die Kommanden, hat heute besonders dringlichen Klang. Freilich bedarf sie einer Ergänzung dahin, daß das richtige Dankbarsein und Dazuschauen nicht als kritikloses Jasagen zu den bestehenden Verhältnissen gemeint ist, sondern als treues Wirken dafür, daß unsere schweizerische Demokratie über die Unzulänglichkeiten ihrer heutigen Gestalt hinausgeführt wird und immer näher heran an die Verwirklichung des reinen volksheitlichen Gedankens. Auch diese Zeit der Not und großen Gefahr kann für uns zum Heil werden, wenn sie der Anlaß wird zur Selbstbesinnung, zum ehrlichen Zugeständnis unserer Fehler, zur gewissenhaften Erforschung der Ursachen jener Übel, die sich hemmend und lebensfeindlich an den lebendigen Organismus unseres Staates heften, wenn wir uns aufraffen zur Erneuerung des demokratischen Geistes, die vor allem gemeint ist als Erneuerung des Willens zur Gemeinschaft.

Allein, wie ich dieses Wort ausspreche, erschrecke ich ob seiner

heutigen schlagwirthaften Verbrauchtheit und Entstellung. Denn wenn sie heute von «Gemeinschaft» reden und vom «Volksganzen», meinen sie doch immer Gemeinschaft und Ganzheit jenes Volks- teiles, der sich auf dem lebendigen Grabe anderer, gewaltsam Unter- drückter zum Herrschenden gemacht hat oder sich machen möchte. Da aber Gemeinschaft im demokratischen Sinne alle Volksteile gleichermaßen umfaßt, gemäß dem Grundsatz der Gewissensachtung und Gleichberechtigung, ist es so sehr viel schwerer, diesem demo- kratischen Gemeinschaftsgeiste zu dienen als dem Partegeist, der ja sehr oft nichts anderes ist als erweiterter Egoismus. Und deshalb ist die Aufgabe, die sich heute dem Schweizer stellt, eine so ge- waltige: Führer, die dieser zu entsprechen vermöchten, müßten mehr sein als bloße Anführer zu bestimmtem Tun und gewaltsam Treibende nach einem vorgesteckten Ziele, das mit den Zeiten und Parteien wechselt. Stät und stark leitende Führer nach jenen natur- gewollten Zielen müßten sie sein, denen die Menschheit seit Ur- beginn zustrebt, in unendlichen Wandlungen und unter ungeheuren Schwankungen, aber unabdingbar. Solche Führer werden weder gewählt, noch wählen sie sich selbst, noch kann man sie schichten- weise ausbilden. Solche Führer sind Auserwählte, das Gnaden- geschenk des Schicksals an ein Volk, und ihr Führertum ist nicht von außen zugefügtes Amt, sondern innere Berufung. Und sie treten nicht mit weitscheinenden Abzeichen, schlagwortlaut in eine fahnen- umrauschte Existenz; denn ihre unsichtbaren Zeichen sind höherer Art: der weite umfassende Blick, der tief ergründende Geist, das große selbstlose Herz und das eingeborne Wissen um jene göttlichen Gesetze, auf die einer der stillen gewaltigen Führer unseres Volkes hinwies, indem er sagte: «Reiche vergehn und Staaten verschwinden, aber die Menschennatur bleibt, und ihre Gesetze sind ewig.» Große Schauende, große Liebende und große Glaubende sind solche Führer; daß sie auch große Tuende seien, ist nicht das Wichtigste; denn ward erst einmal der Geist erweckt, das ausübende Werkzeug wird sich schon finden. Sie brauchen auch nicht an weithin sichtbarer Stelle zu stehn, sie können zu den Verborgenen gehören, zu den heimlich Geliebten eines Volkes, wie jener, der uns einmal aus tiefster Not und Zerrissenheit herausführte zur neuen dauernden Vereinigung, und er tat es allein durch ein Wort, das er einem andern übergab; er selbst trat keinen Schritt heraus aus der Verborgenheit seiner Heiligenklause.